

Beat Balzli

Die Rückkehr des Rechercheurs

Mit Beat Balzli wird einer der profiliertesten deutschen Wirtschaftsjournalisten neuer Chefredaktor der *Handelszeitung*. Der Luzerner arbeitete während fast eines Jahrzehnts beim *Spiegel*. Bei der *Handelszeitung* kehrt er zu seinen journalistischen Wurzeln zurück.

Interview: **Matthias Ackeret** Bearbeitung: **Christine Schnyder** Bilder: **Marc Wetli**

Herr Balzli, Sie wechseln vom *Spiegel* in Hamburg in die Schweiz zur *Handelszeitung*. Salopp gefragt: Weshalb kehren Sie zurück in die Provinz?

Die Schweiz würde ich sicher nicht als Provinz bezeichnen. Gerade im wirtschaftlichen Bereich ist das Land global sehr vernetzt. Zudem komme ich zurück, weil mich die grosse Herausforderung als Chefredaktor bei der *Handelszeitung* reizt. Der Titel ist gut eingeführt, besitzt viel Potenzial und ich kann meine eigenen Ideen umsetzen.

Sie waren beim *Spiegel* einer der bekanntesten und auch meistausgezeichneten Journalisten. Eine solche Position gibt man doch nicht einfach so auf?

Es stimmt, in den letzten Jahren konnte ich viele Erfolge verbuchen. Doch irgendwann kommt die Lust auf, etwas Neues zu machen. Darum ist es jetzt der richtige Zeitpunkt für diese Herausforderung.

Sie verlassen den *Spiegel* nicht wegen irgendwelchen Ungereimtheiten?

Nein, überhaupt nicht. *Spiegel*-Redakteur zu sein, ist ein Traumjob. Ich hatte in diesen neuneinhalb Jahren eine sehr gute und spannende Zeit.

Welches war Ihr persönlicher Höhepunkt?

Die grössten Herausforderungen waren ganz klar die Aufdeckung der Spitzelaffäre bei der deutschen Telekom und natürlich die Finanzkrise. Als Bankenexperte konnte ich mich regelmässig mit den grossen Themen

beschäftigen und zum Teil länderübergreifend recherchieren.

Beim *Spiegel* werden viele Geschichten realisiert, die nie veröffentlicht werden.

Dies im Gegensatz zu den Schweizer Medien, auf denen ein unheimlicher Produktionsdruck lastet.

Der *Spiegel* kann auf viele Ressourcen zurückgreifen. Die Journalisten recherchieren nicht selten Hintergrundgeschichten, die nicht an die nächste Ausgabe gebunden sind und dementsprechend nicht unter Zeitdruck oder aus Aktualitätsgründen realisiert werden müssen. Der *Spiegel* kann sich oft «in Ruhe» die besten Geschichten herauspicken und die weniger heissen Recherchen aussortieren.

«In der Schweiz passiert so viel. Ich staune immer wieder, dass darüber verhältnismässig wenig geschrieben wird.»

Wie sieht Ihre tägliche Arbeit beim *Spiegel* aus?

Ein Grossteil der Arbeit besteht in der Pflege der Kontakte. Es ist wichtig, dass ich mein Netzwerk ständig weiter ausbaue. Zudem führe ich zahlreiche Hintergrundgespräche und sammle Informationen, ohne dass unmittelbar daraus eine Geschichte entsteht. Ich kann mir so ein enormes Wissen über ein Gebiet aneignen – die Zeit dazu wird mir gegeben. Das ist ein grosses Privileg.

Wird der Druck aber nicht zu gross, wenn man über längere Zeit keine Geschichte abliefern kann?

Das kann durchaus passieren. Ich spürte diesen Druck allerdings nie. In den letzten drei Jahren hatten wir Finanzjournalisten eher das umgekehrte Problem. Wir konnten teilweise nicht alle unsere Recherchen im Blatt unterbringen, es lief so viel. Ich war zeitweise mit mehreren Geschichten im *Spiegel* vertreten. Das war natürlich motivierend, aber manchmal auch extrem intensiv und kräftezehrend.

Zu Beginn der Wirtschaftskrise zogen die Menschen in Deutschland gleich reihenweise ihr Geld von den Banken ab. Aus Angst, die Verunsicherung in der Bevölkerung noch zu verschärfen, veröffentlichten Sie diese Geschichte nicht. Haben Sie dabei den Einfluss des *Spiegels* nicht überschätzt?

Nein, der *Spiegel* hat eine beachtliche publizistische Macht. Wenn Sie eine brisante Geschichte im *Spiegel* öffentlich machen, können Sie fast immer davon ausgehen, dass Sie etwas in Bewegung bringen. Auf diese «Bank-Run-Geschichte» stiess ich mitten in der Finanzkrise, wenige Wochen nach dem Bankrott der «Lehman Brothers». Bundeskanzlerin Angela Merkel musste gerade bekannt geben, dass der Staat die Privatkonten versichert. Durch diesen Akt wurde der Bevölkerung klar, wie ernst die Lage war. Wir wollten nicht zusätzlich Öl ins Feuer giessen.

Warum fanden Sie heraus, dass die Leute ihr Geld über die Automaten von den Banken



Traumkarriere in Deutschland: Beat Balzli wurde mit vielen wichtigen Journalisten-Preisen ausgezeichnet.



Beat Balzli

Beat Balzli, geboren in Hamburg und aufgewachsen in Luzern, studierte Volks- und Betriebswirtschaft in Bern und Paris und wandte sich nach dem Studium dem Wirtschaftsjournalismus zu. Nach verschiedenen Stationen in der Schweiz – bei der *Handelszeitung*, der *Sonntagszeitung* und bei *Facts* – stiess Balzli im Jahre 2001 als Redaktor zum Hamburger Nachrichtenmagazin *Spiegel*. Seine redaktionelle Tätigkeit beim *Spiegel* brachte ihm zahlreiche Auszeichnungen, u.a. den Henri-Nannen-Preis 2009, den Herbert-Quandt Medienpreis 2009 und den Helmut-Schmidt-Journalistenpreis 2008 (2. Platz). Im vergangenen Jahr wurde Balzli von der Zeitschrift *Wirtschaftsjournalist* zum «Wirtschaftsjournalisten des Jahres 2009» gewählt.

abzogen. Wurde Ihnen diese Information bewusst gesteckt?

Nein, ich stiess durch Recherchen darauf. Ich bekam im eigenen Umfeld mit, wie die Leute all ihr Geld abhoben. Seltsamerweise sah ich an den Bankschaltern aber nie lange Warteschlangen. Ein «Run» auf die Automaten war die logische Schlussfolgerung. Die Geldtransporteure bestätigten mir dann prompt, dass sie Nachtschichten fuhren und mitunter Automaten mehrmals täglich mit Bargeld auffüllten, was sie sonst nur einmal in der Woche machten. Wir besprachen diese Geschichte auf der Redaktion mit der Ressortleitung und uns wurde klar, dass sie bei den Leuten möglicherweise Ängste schüren könnte. Deshalb hielten wir sie unter dem Deckel. Wir hätten das nicht verantworten können.

Welche Rolle spielte das Internet während der Finanzkrise?

Die Horrormeldungen kamen nicht mehr nur einmal wöchentlich, sondern im Halbstundentakt. Diese Dynamik verstärkte natürlich die Angst bei den Leuten. Wir sehen diesen Effekt heute auch bei der Schwäche des Euros im Zuge der Griechenlandkrise. Überspitzt formuliert denkt die Bevölkerung am Morgen noch, der Euro sei sicher, am Nachmittag müssen sie sich schon Gedanken darüber machen, ob die Währungsreform droht.

Wie erlebten Sie die Eurokrise in Deutschland?

Als eine beinahe traumatische Erfahrung für ein Land, das jahrzehntelang auf seine starke Mark stolz war. Die Vorteile der Gemeinschaftswährung werden gerne ausgeblendet, aber der Euro leidet zweifellos an einem schwerwiegenden Konstruktionsfehler. Denn wenn wirtschaftlich starke Länder wie Deutschland mit sehr schwachen Staaten wie Griechenland in einen Währungskorb gepackt werden, können die verschiedenen Volkswirtschaften ihre Stärken und Schwächen nicht mehr über den Wechselkurs auspielen. Es kommt zur Zerreißprobe, weil der Markt über die Anleihen dieser einzelnen Länder spekuliert. Die Vereinigten Staaten leiden beim Dollar theoretisch an einem ähnlichen Mangel. Die USA sind aber bereits länger zusammengewachsen, und Europa hat im Vergleich dazu noch einen langen Weg vor sich.

Wie gesagt, der Spiegel gehört zu den einflussreichsten Titeln in Deutschland.

Wie gross ist da der politische Druck?

Druck ist vielleicht das falsche Wort. Im Gespräch mit Politikern oder Leuten aus der Wirtschaft wurde ich höchstens ermahnt, es nicht zu übertreiben. Das erlebt aber jeder Journalist. In den «heissen» Phasen der Finanzkrise kam die deutsche Regierung auf die wichtigsten Vertreter der Medien zu und führte mit ihnen Gespräche. Es ging darum, die brenzlige Situation zu erörtern und gleichzeitig an das Verantwortungsbewusstsein der Journalisten zu appellieren. Das war speziell und in dieser Art neu für mich.

«Als ich vor zehn Jahren von der Zeitschrift *Facts* kam, wartete beim *Spiegel* keiner auf mich.»

Waren Sie da auch dabei?

Nein, nur die Chefredaktoren und Ressortleiter.

Profitierte der Spiegel von der Krise?

Ja, ganz klar. Das sieht man an den Verkaufszahlen bestimmter Titelthemen. Wir konnten besonders viele Exemplare absetzen, als die Verunsicherung am grössten war. Vor allem die Hintergrundgeschichten zu «Lehman Brothers» stiessen auf ein grosses Interesse. Dasselbe wiederholte sich diesen Frühling. Auf dem Höhepunkt der Eurokrise griff so mancher zum *Spiegel*.

Literaturkritiker Hellmuth Karasek beschrieb in seinem Roman «Das Magazin» den enormen Konkurrenzkampf, welcher beim Spiegel herrscht. Man könne niemandem trauen, weil jeder mit gewetztem Messer herumlaufe. Haben Sie das auch so erlebt?

Im *Spiegel* herrscht sicherlich eine sportliche Wettbewerbssituation. Die muss man annehmen, mit der Zeit hilft da die Routine.

Als harmoniebedürftiger Schweizer war das wahrscheinlich nicht so einfach ...

Als ich vor zehn Jahren von der Zeitschrift *Facts* zum *Spiegel* wechselte, wartete keiner auf mich. Da es beim *Spiegel* mehr Redakteure als Seiten gibt, war der Konkurrenz-

druck ausgesprochen hart. Da muss man sich den Platz erst mal erkämpfen.

Sie kamen zum *Spiegel*, als der Gründer Rudolf Augstein noch lebte. Wie wirkte er auf Sie?

Ich sah ihn nur einmal. Er war damals schon sehr krank und starb kurz darauf. Rudolf Augstein hatte daher keinen direkten Einfluss auf meine Arbeit. Eindrücklich war hingegen die Trauerfeier im Hamburger Michel, insbesondere die anwesende Prominenz aus Politik und Wirtschaft. Rudolf Augstein gehörte zu den wirklich bedeutenden Persönlichkeiten Deutschlands. Mit dem Aufbau des *Spiegels* trug er massgeblich zur Demokratisierung in diesem Land bei.

Gab es nach seinem Tod innerhalb des *Spiegels* einen Bruch?

Ich konnte keinen feststellen. Aber als ich anfing, war er ja schon sehr krank. Stefan Aust führte den *Spiegel* als Chefredaktor – und er führte sehr straff.

Waren Sie einmal im legendären Büro von Rudolf Augstein?

Ja, jeden Montag. Seit seinem Tod findet dort jeweils die grosse Redaktionssitzung statt. Und an der muss jeder so sitzen, wie es vorgeschrieben ist: Die Chefredaktoren auf der einen Seite, gegenüber die Geschäftsleitung, rechts davon der Blattkritiker und links und rechts daneben postieren sich die Ressortleiter. Man ist nur teilweise per Du mit den anderen Anwesenden. Das ist aber in Deutschland sowieso anders als in der Schweiz. Wir sind hier diesbezüglich ein bisschen lockerer.

Nun kommen Sie als mehrfach ausgezeichnete Journalist in die Schweiz zurück – und zwar in einer neuen Funktion. Sie waren bislang weder Ressortleiter noch Chefredaktor ...

Das ist die neue Herausforderung, der Reiz an einem breiteren Aufgabenfeld. Ich freue mich, dieses Projekt in Angriff zu nehmen. Wir werden an der *Handelszeitung* einiges verändern. Ich habe eine klare Vorstellung davon, wie die Zeitung in Zukunft aussehen soll.

Als neuen *Economist*, wie Sie bereits betonten ...

Nein, das würde ich so nicht sagen. Zeitungen wie der *Spiegel*, *Die Zeit* und *The Economist* haben lediglich eine Vorbildfunktion.



Handelszeitung-Chefredaktor Beat Balzli: bald ein neuer *Economist*?



Beat Balzli: nach zehn Jahren *Spiegel* wieder in die Schweiz zurückgekommen.

Sie pflegen eine gewisse Art von Wochenjournalismus, der sehr erfolgreich ist. Sie zählen keine Bäume, sondern erklären den Wald. Vor dem Hintergrund des täglichen Inforauschens versuchen sie, dem Leser Orientierung und Ordnung für sein Denken zu verschaffen. Mit der neuen *Handelszeitung* will ich versuchen, auch in diese Richtung zu gehen – aber mit einem eigenständigen Konzept, das zu den Rahmenbedingungen eines Schweizer Marktes passt.

In Deutschland hat der Axel Springer Verlag ein schillerndes Image, ganz im Gegensatz zum Monument *Spiegel*. Ist unter dem Aspekt der Wechsel für Sie nicht ein Rückschritt?

Nein, Axel Springer ist ein hochprofessionell geführter und sehr erfolgreicher internationaler Medienkonzern, der mir ein einzigartiges Projekt ermöglicht.

Die *Handelszeitung* gilt als nicht besonders kritisch. Wollen Sie dies ändern?

Die *Handelszeitung* ist gut positioniert. Sie ist die grösste Wirtschaftszeitung der Schweiz. Das will ich weiterentwickeln. Wir werden die Wirtschaft sachlich und mitunter auch sehr kritisch begleiten, so wie es ein aufgeschlossener Leser von einer modernen Wochenzeitung erwartet.

«Der deutsche Journalismus ist sicher konfrontativer.»

Gibt es denn in der Schweiz überhaupt so viele Geschichten, die Ihren Ansprüchen genügen?

In der Schweiz passiert so viel und ich staune immer wieder, dass verhältnismässig wenig darüber geschrieben wird. Zum Beispiel über den riesigen Sektor des Rohstoffhandels. In dieser Branche läuft fast alles über die Schweiz. Die grössten Spieler wie etwa Glencore oder Xstrate haben ihren Sitz in

diesem Land. Trotzdem beleuchtet kaum einer ihr Business. Auch bei den Banken steht noch einiges an. Die müssen ihre neue Rolle finden. Der *Handelszeitung* gehen die Geschichten sicher nicht aus ...

Wird die Schweiz bezüglich der Banken ihre privilegierte Rolle verlieren?

Derjenige Teil aus der Bankbranche, der sich allein auf das Bankgeheimnis verliess, muss eine neue Strategie suchen. Das ist klar. Im Private Banking haben die Schweizer Banken immer noch einen Wettbewerbsvorteil und ein vergleichsweise gutes Image. Das zeigte sich sehr deutlich in der Hochphase der Eurokrise. Den Banken flossen aus Griechenland oder Spanien grosse Vermögen zu. Und das nicht aus Gründen der Steuerflucht, sondern vielmehr, weil die Menschen aus diesen Ländern ihr Geld in einem sicheren Hafen parken wollten. Oder sehen Sie, wie in Genf chinesische Banken Fuss fassen und das Private-Banking-Geschäft auf-



ziehen. Solange die Branche in Bewegung bleibt, mache ich mir um den Bankenplatz Schweiz keine grossen Sorgen. Gefährlich wird es erst dann, wenn zu viele an etwas festhalten wollen, das längst überholt ist und das in der Schweiz zu lange verteidigt wurde.

Die Ressourcen beim Spiegel sind gigantisch. Es gibt Reporterteams von bis zu acht Leuten. Bei der Handelszeitung muss jeder, der an einer Geschichte recherchiert, etwas zurückbringen. Wie gehen Sie mit dieser grossen Veränderung um?

Eine gute Planung und ein effizienter Einsatz der Mittel werden in meiner Arbeit sicherlich entscheidende Faktoren sein.

Man liest immer wieder, dass der Online-Journalismus den Print-Journalismus kaputt mache. Sehen Sie dies auch so?

Überhaupt nicht. Aber es gibt eine klare Arbeitsteilung. Jede schnell recherchierbare Geschichte lässt sich auch ganz schnell

online umsetzen und absetzen. Die Wochenzeitung hat mit solchen Geschichten keine Chance mehr. Sie muss deshalb Hintergrundinformationen liefern, innovative Ideen transportieren, exklusive Recherchen anbieten, ins Detail gehen, die «Story behind the story» oder vielmehr die «Story behind the story behind the story» bringen. Denn die klassische Hintergrundgeschichte wird auch schon bei den Tageszeitungen gemacht und teilweise sogar online. Genau das ist die Herausforderung. Wer eine innovative Themenfindung und ein erfolgreiches Agenda-setting betreibt, der wird beim Wochenjournalismus kein Problem haben. Aber einfach wird es sicherlich nicht.

Starten Sie mit einem Radikalwechsel, oder nehmen Sie die Veränderungen Schritt für Schritt vor?

Vieles verändern wir schrittweise. Personelle Wechsel kündigten wir ja bereits an. So übernimmt etwa Armin Müller die neu geschaffene Stelle des Chefökonom. Diese Position zeigt, dass wir künftig Makrogeschichten und Analysen stärker gewichten wollen. Nicht zuletzt den Führungskräften von Schweizer KMU möchten wir damit nützliche Informationen liefern, mit denen sich künftige Wirtschaftsentwicklungen besser abschätzen lassen. Daneben können wir hoffentlich mit investigativen Leistungen glänzen. Es muss schliesslich der Ehrgeiz eines jeden Wirtschaftsjournalisten sein, sich mit exklusiven Firmengeschichten profilieren zu wollen.

Sie wollten zuerst Banker werden. Was hat Sie davon abgehalten?

Mich faszinierten Geldpolitik und Banking schon immer. Ursprünglich interessierte ich mich sehr für die Nationalbank. Ich studierte Volkswirtschaft und arbeitete auch bei einer Grossbank. Während des Studiums rutschte ich aber in den Journalismus hinein und das gefiel mir noch besser. Ich schrieb als freier Journalist für verschiedene Zeitungen und kam nach dem Studium als Redaktor zur *Handelszeitung*.

Wie kommt es, dass Sie in Hamburg geboren sind?

Mein Vater arbeitete dort in der Produktion eines Medienhauses – bei Gruner + Jahr, also der Konkurrenz! (Lacht.)

Wenn man Ihre Homepage studiert, fällt auf, dass Sie sich vor allem als Fotograf präsentieren ...

Neben Journalismus ist die Fotografie meine zweite Leidenschaft. Früher machte ich vor allem klassische Schwarz-Weiss-Bilder. Heute beschäftige ich mich mehr mit der digitalen Farbfotografie. Ich stellte meine Werke in Hamburg auch schon aus. Ein Profi bin ich aber nicht.

In der Schweiz waren Sie beim Holocaust-Thema federführend. Sie zeigten auf, dass die Schweizer Banken mehr mit dem Nazi-Geld zu tun gehabt hatten als anfänglich angenommen. Wurden Sie nie als Landesverräter geächtet?

Ich spürte den einen oder anderen Widerstand der Banken und teilweise sogar der Leserschaft. Sie differenzierten aber rasch zwischen meinen Geschichten, die keine Polemik hervorriefen, sich nur an den Fakten orientierten und betont nüchtern geschrieben waren, und denen, die zugespitzt oder sogar frei erfunden wurden. Gewisse Fakten waren so erschlagend, dass jeder sie einfach akzeptieren musste.

Was ist der wesentliche Unterschied zwischen dem deutschen Journalismus und dem in der Schweiz?

Der deutsche Journalismus ist sicher konfrontativer. Er geht mit Themen und Personen polemischer und aggressiver um. In der Schweiz hat man nicht unbedingt ein Problem mit kritischem Journalismus, mit Polemik aber schon. Das widerspiegelt auch ein wenig die Spielregeln in der Politik. Im deutschen Regierungs-Oppositions-System gehört Konfrontation zum täglichen Geschäft, man geht immer mit der Maximalforderung in die Verhandlung. In der Schweiz steht der Kompromiss immer noch im Vordergrund, obwohl deutlich weniger als früher.

Musste Sie der Verleger Ralph Büchi lange überreden, bis Sie den Job bei der Handelszeitung annahmen?

Nein. Den Jobwechsel musste mir keiner schmackhaft machen. Ich habe den Reiz des Angebots sofort erkannt. Trotzdem habe ich mir die Entscheidung lange überlegt. Eine solche Herausforderung bedeutet ja auch einen neuen Lebensabschnitt. □